Tages-Anzeiger · Dienstag, 21. Januar 1997

Die Schere öffnet sich immer weiter

Arm sind nicht mehr die Alten, sondern die Erwerbstätigen. Wie liesse sich die Zahl der Arbeitslosen bremsen?

Armut ist Definitionssache. Je nachdem, welche Grenzen man zieht, gelten zwischen 390 000 und 680 000 Menschen in der Schweiz als arm. Die Zahlen sind konstant, aber die Unterschiede zwischen Reich und Arm werden immer grösser.

■ VON BARBARA HASLER, BERN

Die erste gesamtschweizerische Armutsstudie* widerlegt Klischees: Arm sind nicht in erster Linie alte oder behinderte Menschen – im Gegenteil. Und auch wer Arbeit hat, ist nicht davor gefeit, unter die Armutsgrenze zu rutschen. «Das Bild hat sich eindeutig gewandelt», sagt Robert Leu, Projektleiter der Untersuchung und Volkswirtschaftsprofessor an der Universität Bern. «Für Rentner, aber auch für Arbeitslose gibt es ein funktionierendes Sozialversicherungssystem. Die erwerbstätige Bevölkerung, man kann auch sagen der klassische Mittelstand, aber ist schlechter dran als früher.» Was heisst das konkret:

- Rund 60 Prozent der Armen sind jünger als 40, am schlechtesten dran sind die unter 30jährigen.
- Rund die Hälfte der Armen sind Paare mit Kindern. Alleinerziehende wie auch alleinstehende Männer laufen aber eher Gefahr, arm zu werden, als traditionelle Familien. Am besten geht es – nicht überraschend – Paaren ohne Kinder.
- Rund ein Viertel der von Armut Betroffenen sind Ausländerinnen und Ausländer.
- Wer arbeitslos ist, wird zwar überdurchschnittlich von Armut betroffen – aber viel mehr Arme sind erwerbstätig.
- Rein zahlenmässig gibt es am meisten arme Deutschschweizer; anteilmässig aber leben in der Romandie und erst recht im Tessin mehr Einkommensschwache. In der Deutschschweiz steht der Kanton Zürich am besten da, gefolgt von der Nordost- und der Nordwestschweiz. Am besten lebt die Bevölkerung in der Agglomeration der Städte, etwas weniger gut in den Städten selbst, und am schlechtesten dran sind die Bewohner der Berggebiete.

Was aber heisst arm? Die Studie, die im Rahmen eines Nationalen Forschungsprogramms des Nationalfonds durchgeführt wurde, geht von zwei Werten aus: der Armutsgrenze, wie sie die Schweizerische Konferenz für öffentliche Sozialhilfe festlegt, und dem – höheren – Wert, der zum Bezug von Ergänzungsleistungen berechtigt. Je nachdem sind 5,6 Prozent oder 9,8 Prozent der Bevölkerung in der Schweiz arm. Oder – um präzise zu sein – waren es 1992, denn auf diesen Daten basiert die Studie (siehe Kasten). Arm zu sein heisst für eine alleinstehende Person, zwischen 1800 und 2100 Franken im Monat zur Verfügung zu haben, für eine Familie mit drei Kindern sind es zwischen 4000 und 4800 Franken.

Fernseher in der Stube

Interessant ist die Statistik über Konsumgüter in armen Haushalten. Sie wurde in der Studie über eine repräsentative Befragung ermittelt: 91 Prozent haben einen Fernseher und immerhin noch 69 Prozent ein Auto. «Der Schein trügt jedoch», sagt Leu. «Die Leute haben eben einen billigen Schwarzweissfernseher oder ein altes Occasionsauto.»

Das Problem für Betroffene ist auch nicht nur das niedrige Einkommen: Arme Menschen leben überdurchschnittlich häufig in beengenden Wohnverhältnissen. Sie leiden besonders häufig an psychischen Problemen wie Einsamkeit, fühlen sich krank, unzufrieden und machen sich Sorgen um ihre Zukunft.

Verglichen mit dem Ausland stehe die Schweiz noch gut da, erklärt Leu. «Die Armutsquote ist verhältnismässig niedrig, und wer arm ist, ist in der Schweiz immer noch weniger schlecht dran als anderswo.» Allerdings: Die Schere zwischen Arm und Reich hat sich in den letzten zehn Jahren weiter geöffnet, und die Einkommens- und Vermögensunterschiede sind krasser als in der Mehrzahl der westlichen Industrieländer. Zwar gab es 1982 nicht weniger Arme in der Schweiz als heute, aber die einkommensschwächeren 40 Prozent der Bevölkerung hatten 1992 gesamthaft deutlich weniger Geld zur Verfügung als zehn Jahre zuvor. Den reichsten 5 Prozent dagegen gehört die Hälfte des Vermögens, ein Fünftel aller Haushalte hat gar nichts.

Keine Steuern für Arme

Die Studie schlägt einige wenige Massnahmen vor, wie der Armut in der Schweiz abgeholfen werden könnte: Die wirtschaftlich Schwächsten sollen keine Steuern zahlen müssen. Kinderabzüge in der Steuererklärung, aber auch Familienzulagen sollen nach Einkommen abgestuft werden. Wo das Einkommen nicht ausreicht, sollen staatliche Lohnzuschüsse in Form von Steuerkrediten ausgerichtet werden – ein Modell, wie es beispielsweise die USA kennen.

Eine Massnahme klingt eigentlich ganz einfach: das bestehende soziale Netz benützen. Leu spricht von «verdeckter Armut»: 33 Prozent der AHV-Rentner, die Anspruch auf Ergänzungsleistungen hätten, stellen keinen Antrag, bei Invaliden sind es 39 Prozent. Und gar rund 45 Prozent der Betroffenen beziehen keine Fürsorgegelder, obwohl sie unterhalb der Armutsgrenze leben. Eine Erklärung dafür hat auch die Studie nicht.

* Robert E. Leu/Stefan Burri/Tom Priester: Lebensqualität und Armut in der Schweiz, Verlag Paul Haupt, Bern 1997, 487 Seiten, 78 Franken